



Nr. 37.

Donnerstag, den 10. September 1903.

18. Jahrgang

Die Zurückgekehrten.

Die ausgezogen in die Sommerfrische,
Die sich gepflegt am theuren, fremden Tische,
Sie kehren jetzt zurück von ihrer Reise
Und jedermann erzählt nach seiner Weise.

Dem einen ist es wunderbar bekommen,
Der andre hat noch 5 Pfund abgenommen,
Den dritten kräftigte das kalte Baden,
Der vierte hat den Magen überladen.

Der fünfte hat gerüht im kühlen Grase,
Dem sechsten sind verbrannt Gesicht und Nase,
Dem siebenten reißt es in allen Knochen,
Der achte ist geheilt in wenig Wochen.

Schnell ist die Zeit, die schöne Zeit entschunden,
Nur eines haben alle gleich empfunden,
Ob sie aus Süden kommen oder Norden:
Das Port'monnaie ist höllisch dünn geworden!

Wau-Wau!

Parfüm.

(Ansprache an eine Theater-Abonnentin.)

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Dum willst auch gerne duften!
O thu es nicht, nein, nein!

Obwohl mich im Theater
Dein Anblick stets entzückt,
Bin nach dem ersten Akte
Ich schleunigst ausgerückt.

Du sitztest in der Loge
Vor mir so wonnig dicht,
Doch dein Parfüm, o Holbe,
Kann ich ertragen nicht!

Gut ist's mit dir zu plaudern,
Und dennoch ich entflieh,
Weil deine Bluse duftet
Nach schönem Batzfuhl.

Und wäre es auch Weischen
Und Rose und Seliotrop,
Ich hielt es nicht aus ein Weischen,
Wie gerne würde ich grob

Die alten Römer sagten:
„Am besten riecht die Frau,
Wenn sie nicht riecht!“ Verehrte,
Das merken Sie genau!

Wau-Wau!

Mr. Buller's Erfahrungen mit seiner Schreibmaschine.

(Nachdruck verboten.)

Gumoreske von G. Miller.

Mr. Buller, einer der bekanntesten Fondsmakler an der New-Yorker Börse, hatte sich eine Schreibmaschine angeschafft. Zu ihrer Bedienung war von seinem Prokuristen eine junge Dame engagiert worden. Diese, eine auffallend schöne Erscheinung, machte einen sehr vornehmen Eindruck und besaß einen Stolz und einen Hochmut, wie er bei einer geborenen Herzogin nicht größer sein konnte. Sie ging stets sehr elegant und geschmackvoll gekleidet, und wenn sie an ihrer Maschine saß, sah sie aus wie eine Dame der großen Gesellschaft, die sich herabgelassen hat, auf dem Klavier etwas zum besten zu geben. Unwillkürlich empfing man den Eindruck, daß sie die Prinzipalin war und sämtliche Herren im Bureau nur angestellt waren, ihre Millionen zu verwalten.

Mr. Buller war es immer so, als ob er sie erst immer um Erlaubnis fragen müsse, ob er rauchen dürfe, und er fühlte sich förmlich gezwungen, sie um Entschuldigung zu bitten, wenn er sich einmal erlaubte, ihr einen Brief zu diktieren. Da sie aber alle ihre Obliegenheiten zu seiner größten Zufriedenheit ausfüllte, so hatte er, abgesehen von ihrem Stolz, nichts an ihr auszusetzen. Und diesen Stolz wollte er schon brechen! Lange genug hatte er sich bereits darüber geärgert, jetzt wollte er ihr zeigen, was es heißt, sich gegen einen Mann wie ihn so zu benehmen.

Eines Tages rief er sie in sein Privat-Kontor, und nachdem er ihr zwei Geschäftsbriefe diktieren hatte, fuhr er fort: „Nehmen Sie jetzt, bitte, Privatbogen! Haben Sie? Einen Augenblick Geduld, bitte!“ Nachdenklich schaute er zum Fenster hinaus, und dem Rauche seiner Cigarre nachsehend, überlegte er. Endlich begann er:

„Lieber Jim! Vielen Dank, es geht aber beim besten Willen nicht. Ich habe mir ein für alle Mal vorgenommen, mich in keiner Weise am politischen Leben zu beteiligen, und wenn es ja auch viel Verlockendes bietet, als Nachfolger von Smith als Gesandter nach einer so wichtigen Stadt wie

Petersburg zu gehen, so kann ich doch unmöglich von New-York und meinem Geschäft abkommen. Seien Sie so gütig und teilen Sie dem Präsidenten in den üblichen offiziellen Redewendungen mit, daß ich ihm zwar sehr verbunden bin, daß er sich aber dennoch nach einem anderen Vertreter umsehen muß. Empfehlen Sie mich, bitte, Mrs. Blaine und seien Sie selbst recht herzlich begrüßt von

Ihrem

Er. Excellenz Herrn James G. Blaine, Washington.

Die Dame an der Schreibmaschine schrieb das nieder, ohne eine Miene zu verziehen. Ihr Stolz und ihr ernstes Wesen hatten sie nicht verlassen, als sie am Schlusse fragte: „Ist das alles?“

„Ja,“ erwiderte Mr. Buller enttäuscht, „das ist wohl für jetzt alles. Vor einem solch kleinen Dinge wollte er aber nicht die Waffen strecken, und so klingelte er denn im Laufe des Nachmittags wiederum nach ihr und diktierte ihr folgendes Willet:

„Restaurant Delmonico. Wollen Sie die Güte haben, mir für heute Abend einen Ihrer größten Speisefäle zu reservieren und ein Souper für hundert Personen für mich bereit zu halten? Meine eigene Wohnung ist zu klein, und ich muß daher zu Ihnen meine Zuflucht nehmen. Lassen Sie, bitte, dasselbe Souper servieren, wie ich das letzte Mal hatte, und vergessen Sie nicht, daß nach dem Souper getanzt werden soll. Hinsichtlich der Dekoration des Saales will ich Ihnen keine Vorschriften machen; ich überlasse dieselbe Ihrem Geschmack, doch sollen die Kosten der Blumen tausend Dollars nicht übersteigen.

Hochachtungsvoll

Der nächste Brief lautete:

„Lieber, alter Junge! Deiner lebenswürdigen Einladung zum Sekt-Frühstück wäre ich sehr gern nachgekommen, doch ist es mir unmöglich, weil mich bereits ältere Verpflichtungen für diesen Tag in Anspruch nehmen. Du mußt also schon so gut sein und mich entschuldigen. Gewiß, Du kannst so viel von meinen Pferden haben, wie Du nur willst. Die beiden Karossiers sind zwar jetzt in der Stadt, ich werde sie Dir aber hinaus schicken. Der Preis, den Du mir für die Equipage bietest, konveniert mir, und ich werde sie Dir wohl dafür auch lassen, da ich mein Fuhrwerk ganz abschaffen und mir dafür eine Jagt zulegen will.

Mit vielen Grüßen Dein

Und der letzte Brief hatte nachstehenden Inhalt:

„Geehrter Mr. Herreshoff! Die Zeichnungen habe ich gestern erhalten, und sie haben mir ausnehmend gut gefallen. Wenn man nach dem Aussehen urteilen darf, müßte die neue Jagt ja alle ihre Konkurrentinnen, die jemals auf dem großen Wasser geschwommen sind, schlagen. Goffentlich haben Sie in Ihrem Urteile recht, daß sie sich besser bewähren wird als „Uncle Sam“, und ich will gern Ihrem Räte folgen und an Bord gehen, wenn sie ganz fertig sein wird.

Hochachtungsvoll ganz ergebenst zeichnet

„So, das wird genügen,“ erklärte Mr. Buller, „wenn Sie fertig sind, lassen Sie mich gefälligst die Briefe sehen.“ Ihm war es, als ob die junge Dame in ihrem Wesen ein Klein wenig weniger vornehm täte, doch war er sich darüber nicht ganz sicher und wagte auch keine zu großen Hoffnungen zu hegen. „Wenn das noch keinen Eindruck auf sie gemacht hat“, sagte er sich, „so werde ich morgen an die Königin von England und an Gladstone schreiben und ihnen mein Bedauern ausdrücken, daß ich für dieses Jahr ihrer freundlichen Einladung, sie zu besuchen, leider nicht Folge leisten kann.“ Als die junge Dame ihm die Briefe zur Unterschrift brachte, schob er sie achtlos zur Seite und meinte: „Ich werde sie nachher selbst unterzeichnen und dann selbst zur Post gehen.“ Er unterschrieb sie später auch, steckte sie in die zugehörigen Kuverts und ließ sie auf seinem Pult liegen, nachdem er vorsorglich andere Papiere darüber gedeckt hatte, damit sie seine jungen Leute nicht finden sollten. Dann gab er sich weiteren Plänen für die Zukunft hin. Am nächsten Tage lehnte er drei Einladungen, bei hervorragenden Persönlichkeiten zu speisen, ab, bestellte einen Baumeister, mit dem er wegen Errichtung eines Landhauses in Newport konferieren wollte, und erteilte eine briefliche Bestellung auf ein Diamanten-Falsband.

Die junge Dame zeigte jetzt etwas mehr Interesse und statt mit einem einfachen „Ja“ antwortete sie jetzt mit „Ja, Mr.

Buller“. Das war doch schon ein kleiner Fortschritt. Und darüber freute sich Mr. Buller nicht wenig.

Am vierten Tage indessen erschien sie vor ihm mit einem kälteren und hochmütigeren Ausdruck als je vorher und legte drei Briefe auf seinen Schreibtisch. Zu ihren Funktionen gehörte es, die Post zu öffnen und die Privatbriefe von den Geschäftsbriefen zu sondern.

„Hier sind drei Briefe,“ bemerkte sie, „von denen ich nicht weiß, ob ich sie Ihnen oder den Herren im Kontor übergeben soll. Herr Buller nahm einen zur Hand. Er war mit „S. Herreshoff“ unterzeichnet und hatte diesen Inhalt:

„Mr. Henry Buller, hier. Ich bin im Besitz eines von Ihnen unterzeichneten Briefes, der sich auf eine Jagt und eine Korrespondenz bezieht, die bezüglich dieser Jagt bereits früher von uns geführt worden sein soll. Da ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, und auch von der in Rede stehenden Jagt nichts weiß, so kann ich nur annehmen, daß jemand Ihren Namen zu betrügerischen Zwecken mißbraucht hat, und erlaube mir, Ihnen Ihren Brief anbei zurückzureichen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

S. Herreshoff.“

Mr. Buller war über und über rot geworden und wagte gar nicht, aufzusehen. Er hätte zu gern gewußt, wie weit die junge Dame wohl gelesen haben mochte. Im zweiten Briefe stand folgendes:

„Der von Ihnen für Dienstag Abend reservierte Saal wurde ebenso wie das bestellte Souper, genau nach Ihren Weisungen, bereit gehalten, doch ist zu unserem Erstaunen niemand erschienen. Liegt hier vielleicht ein Irrtum vor, oder hat sich mit Ihrem Briefe, den wir zurückbehalten haben, jemand einen Scherz erlaubt, oder ist etwa gar Ihre Unterschrift gefälscht worden? Ihrer umgehenden Aufklärung hierüber sehen wir gern entgegen und empfehlen uns Ihnen x.

Delmonicos.“

Mr. Buller sank noch tiefer in seinen Sessel zurück. Mit zitternder Hand öffnete er den letzten Brief. Unbeweglich und unerbittlich wie ein Engel mit dem flammenden Schwert stand die junge Dame in ihrer ganzen Höheit neben ihm.

Der Brief war von einem Freunde und enthielt einen Zeitungsausschnitt.

„Lieber Henry!“ lautete er. „Hast Du beifolgende Notiz schon gelesen? Um Himmelswillen, was hat das zu bedeuten? Offenbar hat sich jemand mit Dir einen schlechten Witz gemacht, und leider einen Witz, der für Dich im höchsten Grade peinlich sein muß.“

Der Zeitungsausschnitt enthielt folgende Notiz unter der passenden Ueberschrift:

„Ist Henry Buller geisteskrank? Der allgemein bekannte New-Yorker Bankier gibt seinen Freunden zu ernststen Besorgnissen Anlaß.

„Aus Washington wird gemeldet: Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes hat ein höchst merkwürdiges Schreiben von Mr. Henry Buller, Fondsmakler in New-York, erhalten. In stolzen Worten lehnt es genannter Herr in erwähntem Schreiben ab, als Gesandter nach St. Petersburg zu gehen. Weder der Präsident noch Mr. Blaine kennen diesen Herrn, und man nimmt daher an, daß entweder sein Geist gestört ist, oder daß er einem schlechten Witz zum Opfer gefallen ist.“

Mr. Bullers Hand entfiel der verhängnisvolle Zeitungsausschnitt, und er warf einen verzweifelten Blick auf die junge Dame. „Haben Sie die Briefe zur Post gegeben,“ fragte er.

„Ja,“ erwiderte die „Herzogin“ in strengem Tone. „Nach Ihrem Weggange fand ich sie auf dem Pulte liegen und glaubte, daß Sie sie vergessen hätten. Deswegen gab ich sie zur Post. Sollte ich etwa nicht.“

Nach einer kleinen Pause bemerkte Mr. Buller: „Für Ihre ferneren Dienste habe ich leider keine Verwendung mehr. Sie wissen mir zu viel.“

Ruhig entgegnete die junge Dame: „Gerade das sollte meiner Meinung nach ein Grund für Sie sein, mich zu behalten.“

Traurig betrachtete sich Mr. Buller den Zeitungsausschnitt, der vor ihm auf seinem Schreibtische lag, und nach einigem Ueberlegen antwortete er: „Ja, Sie haben recht. Bleiben Sie.“

—

Die Unglückszeit.

O welche Zeit! Nichts mehr zu hören
Besonnt man, als daß im Berstören
Wetteifern Feuer, Wasser, Wind.
Und auch noch andre Himmelskräfte
Besorgen ähnliche Geschäfte,
Die peinlich für die Menschheit sind.

Schon morgens fürchtet man, mit Schrecken
Ein neues Unglück zu entdecken
Im Blatte, das zur Hand man nimmt,
Und wenn des Abendblattes Spalten
Nicht auch Entsetzliches enthalten,
Wird schon ein böser Mensch verstimmt.

Hier wüßten wider Feuers Flammen,
Zwei Bäume stoßen dort zusammen,
Dort bringt ein Kurzschluß grausen Tod;
Und von den Alpen immer wieder
Von Leibern stürzt ein Regen nieder
Und färbt das Schneefeld blutigroth.

O lieber Himmel laß auf Erden
Gemüthlicher es wieder werden,
Gib, daß wir heitre Tage schaun.
Wenn nicht die Unglücksfälle enden,
Muß ja die Sicherheit den Händen,
Dem Geist entschwinden das Vertrauen.

Nach allem, was uns schlug darnieder,
Zu einem Troste hilft uns wieder
Und mach' Erfreuliches uns kund!
Ja, wär' es auch nur dieses Eine,
Daß es nicht schlecht steht mit dem Weine,
Und daß zu Sorgen ist kein Grund.

Schon ist der Sommer fast vergangen,
Der Herbst rückt an — wir seh'n mit Bangen
Ihn nah'n, und Gutes ahnt uns nicht.
Laß' uns noch sonn'ge Tage sehen,
Daß, eh wir in den Winter gehen,
Wir uns noch freu'n am goldnen Licht.

Klabberadatsch.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Die Waschfrau.

Die Waschfrau Eveline Wäsche ist angeklagt worden, einen Erpressungsversuch gemacht zu haben. Die Angeklagte ist eine peinlich sauber gekleidete Frau im Alter von 50–55 Jahren. Sie lächelt bei ihrem Eintritt einigen Leuten im Zuhörerraum zu.

Richter: Sind Sie schon vorbestraft?

Angekl.: (erschrocken) W-a-a-t? Um Gotteswillen nicht. Nee, Herr Verhörsrath, ich habe noch nicht jejen der Kriminal pajang'n, wat mir mit de Straßeschkücher hätte in Jejenählichkeiten jebraucht. So weit is et denn doch noch nicht mit mir jekommen. (Die Angeklagte beginnt zu weinen.)

Richter: Was gibts denn da zu weinen? Sie haben die Wäsche gewaschen für den Weinbändler B.?

Angekl.: Det is ja eben die Jeschichte, wejen dessentwegen ich mir nu hier vor't ganze peinliche Verichtsafahrn vabesendern muß.

Richter: Nun, dann erzählen Sie einmal, vertheidigen Sie einmal Ihre Handlungsweise.

Angekl.: Also, ich bin 'ne Waschfrau, ich wasche Wäsche in't Haus un außert Haus. Wat die Frau B. war, die wusch ich außert Haus bei mir, nämlich die ihre und die Ihren Mann ihre feine Wäsche. Ich bin nu nicht eene, Gott sei Dank, die uf den Froschen so warten muß, ich schickte also die Wäsche mit de Mathilde, wat meine Nichte is, hin ohne de Rechnung und noch det zweite Mal und erscht bei't dritte Mal schickte ich de Rechnung hin, et machte jerade 7 Mark un 25 Pennie, ganz flatter Zeld. Ohne Zeld aber kam meine Mathilde wieder raduhr mit dem Bescheid, det de Jän'je selber kommen würde, se hätte mir wat zu sagen. Det lenne ich nu, meerstendeels is et nicht Jutet. Un keene Wäsche zu't Waschen kriechte ich nicht mehr in't Haus. Nach jejen so drei Wochen schickte ich wieder de Rechnung hin, weil doch de Jnäh'je nadierlicherweise noch nicht jekommen war. Mathildesen kommt wieder ohne Zeld raduhr. Stattd. dessen ich ne offene Nacht dadruf steht, det se zwee Oberhemden von ihr'n Mann un det se een Spitzenhemde von sie un 'ne Masse

Stragen schlen Wästen. Ma wissen Se, det wat so 'ne Nide, det kann ich. Dadruf hin schreib ich se, det se wollte 'ne arme Waschfrau bedriegen, ja det ha't jeschriem, un wenn se, daß se jloobt-ich lenne so 'ne Badrehungen nicht, dann 's se in Irrthum. Und det se, wenn se nicht jleich det Zeld schickte, wat erleben würde, indem ich det jleich mit 'ne große Annongie mang de Zeitungen jehen lassen würde, un wenn't mir och'n Dhaler kost! Un det ich mir vor't Haus von sie stellen werde, un alle Zeite det ausnanderpollen werde, wat for' 'ne Sorte de Jnäh'je Frau is, wat da zu wohnen dhäte, die 'ne bramfige, jroßspurige spielte un keene 7 Meter for de Wäsche hat. Det ha't jeschriem, un let schreib ich se morjen wieder, denn ich habe bis heut'jen Dach noch nicht det Waschjeld, un for umsonst brauch ich die doch nicht den Dred aus de Hemden reiben.

Die Angeklagte wird der Erpressung wegen freigesprochen. Die Frau Weinbändler B. erklärt, daß sie die Waschfrau Wäsche nun wegen schwerer Beleidigung verklagen werde.

Angekl.: Thun Se, wat se nicht lassen könn! Aber erscht will ich mein Zeld ha'm, Sie, dastehn Se mir —

Die Angeklagte wird sanft, aber energisch zur Thür hinausgeschoben.

Das ärmste Land.

Seufzend mit viel trüben Reden
Ueber ihre Schuldenzahl
Biegen viele Städt' und Länder
In dem ird'schen Jammerthal.

„Wehe“, spricht der deutsche Kangler,
„Eines stört mir meine Ruh':
Unsre dreiprozeng'en Konjols
Fallen leider immerzu.“

„Ach, und Pirschnier, der Berliner
Bürgermeister, sagt und klagt:
„In Berlin steigt jecht die Steuer
Fast auf 110 Prozent!“

Ferdinand rümpft seine Nase:
„Das sind alles Lumpereien,
Pumpen und niemals bezahlen,
Das kann der Bulgar' allein!“

Peter spricht von Gottes Gnaden
Serbiens geliebter Herr:
„Vettern, Fürsten, Freunde! Schulden
Hab' ich auch nicht weniger.“

Aber ein hab' ich allein nur:
Daß in meinem Land so groß
Ich mein Haupt des Nachts darf legen
Keinem Serben in den Schooß.“

Und es rief der Herr v. Bülow,
Pirschnier rief's und Ferdinand:
„Majestät, Ihr seid der Ärmste,
Herrscher Ihr im Wörderland!“

Klabb.

Raum ist in der kleinsten Hütte.

In der höheren Mädchenschule
Ist die Litteratur beliebt,
Und sie wird in schönen Stunden
Gern und willig eingeübt.

Für das Wahre, Schöne, Gute
Glüht das junge Mädchenherz;
Selig in das Land der Sehnsucht
Trägt's die Dichtung himmelwärts.

Doch auch mancher Spaz passiret,
Wenn die Klassik wird erklärt.
So ward zu Celesta's Jubel
Neulich dieser Spaz gehört:

„Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.“
Dieser Sinnspruch unsres Schiller
Grad in der Behandlung war.

Nun hat's bei erwähnten Zeilen
Grade das Geschick gewollt,
Daß 'ne Schülerin, die recht stürmisch,
Die Erklärung geben sollt'.

Auf des Herrn Professors Frage
Fällt sie unbedacht gleich ein:
„Liebespaare, die beschränkt sind,
Können dennoch glücklich sein.“ —

Fr. N. M.

WITZ UND HUMOR

Gehörtauschung.

A.: „Warum läutet denn der Ausrufer nicht mehr sondern trommelt?“

B.: „Als er läutete, wurde er von den Bauern zu oft mit dem auf die Weide ziehenden Rindvieh verwechselt.“

Widerpruch.

Sagen Sie mal, was kostet es denn in dem Trinkersahl pro Monat?“

„170 Mark.“

„Ich glaube, für die gesamte Pension würden nur 150 Mark gerechnet?“

„Ganz recht, aber 20 Mark sind die unvermeidlichen Trinkgelber.“

Landparthie.

„Ach, Salat auf den Feldern dieses Jahr fabelhaft gerathen?“

„Aber Herr Leutnant, das ist doch kein Salat, das sind ja Kartoffeln!“

„Ach — äh — meine ja Kartoffelsalat!“

Lebte Zuflucht.

A.: „Warum garnirt sich denn die Aurora Schimmelig ihren Hut mit Disteln?“

B.: „Na, sie denkt vielleicht, mal muß doch ein alter Esel anbeißen.“

Wohlgemeint.

Professor Hülsam (findet nachts unter seinem Bette einen Einbrecher): „Sagen Sie mal, mein Bester, was machen Sie denn da?“

Strolch: „Ich wollte nur bei Ihnen nächtigen!“

Professor: „Das ist aber recht unvorsichtig von Ihnen, mein Lieber, denn wenn Sie meine Frau hier vorfindet, die ichmeißt Sie raus!“

Der elfenbeinerne Stuhl.

Schüler (belamirt): „Der Stuhl ist elfenbeinern, auf dem der König sitzt —“

Lehrer: „Sage, was verstehst Du unter einem elfenbeinernen Stuhl?“

Schüler: „Ein elfenbeinerner Stuhl ist ein Stuhl mit elf Beinen!“

Aberglaube.

Herr Schröder will eine Gesellschaft zur Bekämpfung des Aberglaubens gründen und hat zu diesem Zwecke eine Anzahl geistlicher Aberglaubens gründen und hat zu diesem Zwecke eine Anzahl geistlicher eingeladen.

Ein Mitglied: „Na, nun sind wir ja vollzählig und könnten anfangen; Herr Schröder, übernehmen Sie doch den Vorsitz.“

Der Einberufer: „Ich warte nur noch auf meinen Bruder, dann beginnen wir.“

Das Mitglied (sehr bestürzt): „Herrje, dann sind wir ja dreizehn.“

Dilemma.

„Du solltest Deine Gattin nicht selber kochen lassen.“

„Dann spielt sie Klavier, und das ist noch viel schlimmer!“

Das auch noch!

Der Berliner Schneider Schlemiel bringt einem Kunden, der in Potsdam wohnt, einen neuen Frackanzug.

Kunde: „Mensch, wo stecken Sie denn, die Hochzeit hat ja schon angefangen! Na, dann sitz hinein in die Kleider. (Er versucht vergeblich in den Anzug hineinzukommen.) Das ist ja entsetzlich! Sie haben ja die Hosen, die Weste, den Frack und den Zug verpaßt!“

Die Rivalen.

Schauspieler (renommierend): „Ach, mich sollten Sie mal als „Cäsar“ sterben sehen!“

Kollege: „Nun, nun; mit Ihnen sterbe ich doch noch um die Wette!“

Rücksichtsvoll.

Bergtrazler (zu den Gefährten): „Dah mir niemand in diesen Abgrund stürzt, dahinein ist vorhin ein Hochzeitspärrchen gepurzelt, das dürfen wir nicht stören!“

Daher.

Gastwirth: „Es hat noch niemand so viel an meinem Wein ausgesehen gehabt wie Sie, mein Herr.“

Gast: „Das mag wohl sein, ich bin auch Kunstkritiker.“

Anzeige.

Zwei dressirte Fische sind wegen Platzmangel billigt abzugeben.

Liebe Jugend.

Ein jüdischer Grenadier verrichtet nach dem Aufstehen in seiner Stube sein Morgengebet und legt dabei seine schwarzledernen Gebetsriemen (Tefilin) um Kopf und Hände. Der revirende Hauptmann sieht dem Grenadier zu und fragt, was er eigentlich thäte.

„Ich bete, Herr Hauptmann,“ lautet die Antwort.

„Brav, mein Sohn,“ erklärt der Hauptmann und klopf ihm herablassend auf die Schulter, „aber weißes Riemenzeug, Grenadier, weißes Riemenzeug!“

Leissendes Bild.

Freund (einen Schriftsteller besuchend, der Manuscripte in die Ofenröhre steckt): „Was machst Du denn da?“

Schriftsteller: „Ich lege meine MUSENKINDER trocken.“

Das rechte Wort.

... Sag mal Kufinchen, ist das wahr, daß der junge Lehmann sich bei Dir auch einen Korb geholt hat?

— Ich ... ich bin die sechste Dame aus unserem Kreis, in die er verliebt war. —

Entsetzlich! Der Mensch ist ja der reine Runderbrenner.

Gebildete Sätze.

Lehrer: „Wer bildet mir einen Satz mit „Afrika?““

Krause: „A Frikassee von Huhn ist a sehr scheenes Gericht.“

Lehrer: „Gut — und wer mit „Aeneide?““

Blumchen: „Herr Reimann hat als Hamlet äne ideal-Leistung.“

Lehrer: „Gut — und nun mit „Meteor?““

Moses: „Was thu' ich met e Ohr, wenn ich nisch d'rauf kann hören?“

Verlorene Wette.

Er: Gut — wetten wir! Um was?

Sie: Wenn ich gewinne, kaufst Du mir ein Kleid!

Er: Gilt! Und wenn Du verlierst?

Sie: Dann brauchst Du mir nur einen Hut zu kaufen

Aus den Tit Bits.

Sie haben wohl nicht lange auf einen Gatten zu warten brauchen, Mrs. Sharpe?“ fragte die zukunftsfrohe junge Dame. „Damals nicht, mein Fräulein, aber jetzt warte ich — bis Mitternacht wenigstens, zuweilen noch länger.“

Elise: „Ich möchte meinem Verlobten noch eine kleine Ueber-raschung vor unserer Hochzeit bereiten. Was würdest Du empfehlen?“

Sylvia: „Trage Dein Gebiß bei Deiner nächsten Begegnung mit ihm einmal nicht.“

Märrich verliebte Mutter: „Mödney, mein süßer Junge, morgen ist ja Dein Geburtstag. Was möchtest Du denn am liebsten, mein Brachjunge?“

Mödney (nach kurzer Ueberlegung): „Am liebsten möchte ich, daß die Schule abbrennt und ich zugucke.“

„Es thut mir wirklich leid, gnädige Frau, aber ich darf Sie nicht zu meiner Frau lassen, wenn Sie diesen eleganten, prachtvollen Hut aufbehalten. Meine Frau ist sehr krank und der Arzt hat ausdrücklich jede Aufregung verboten.“

Sein Papa: „Boby, ist bestrafe Dich nur aus reiner Liebe zu Dir, mein Junge.“

Boby: „Wenn ich nur erst größer bin, Papa, will ich Dir Deine Liebe schon vergelten.“

Schneider: „Sagen Sie mal, Mr. Nooble, wann beabsichtigen Sie eigentlich mir meine Rechnung zu bezahlen?“

Nooble: „Mensch, Sie erinnern mich an meinen kleinen Neffen, der stellt auch immer Fragen, die ich nicht beantworten kann.“

Jhüll.

Hört Ihr's frolocken weit und breit:

Seit uns gegrüßt, o Pflanzenzeit!

Schon gibt's Melonen, Aprikosen,

Gibt's Ditten- und Tomaten-Saucen,

Und ach, juchhei, juchbetrasa!

Die Gurken sind auch schon da! —

Doch wer vor allen jubeln kann,

Das ist der Apothekersmann.

Hei, wie das Herz im Leib ihm laßt;

Zwölffmal zum mind'sten Nacht für Nacht

Hört er's an seiner Pforte klopfen:

„Für fünfzig Pfenn'ge Opiumtropfen!“

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Bommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moriz Schäfer, Wiesbaden.

„Gentleman“: Das war doch schon ein kleiner Fortschritt. Und darüber freute sich Mr. Butler nicht wenig.

„Gentleman“: Das war doch schon ein kleiner Fortschritt. Und darüber freute sich Mr. Butler nicht wenig.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 211

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 10. September.

1903.

Die Herrin von Kirby.

Roman von Ed. Wagner.

Fortsetzung

Nachdruck verboten.

Doch da ich einmal Wind von ihnen habe, sollen sie mir nicht entgehen. Das Glück ist mir außerordentlich günstig! Da kann ich die Belohnung für Beide, für den Einbrecher und für Gentleman Bob, auf einen Strich einsädeln. Sonderbar, wie dieser Mr. Buonarotti mich an den Gentleman Bob erinnerte. Aber was soll ich nun anfangen? Zuerst will ich diesen Philipp oder Newville, oder unter welchem Namen er jetzt reist, aufsuchen, und wenn ich ihn nicht finde, will ich einen Spaziergang nach Ballyconnor machen.

Mit diesem Entschluß eilte er rascher vorwärts, um sogleich seine Nachforschungen zu beginnen.

Froh, der Gefahr glücklich entronnen zu sein, und nicht ahnend daß schon bestimmte Pläne gegen ihn geschmiedet wurden, fuhr Buonarotti mit Lady Helene und deren Mädchen dem Bahnhof zu, von wo sie ein Schnellzug nach Widlow brachte.

Ich habe heute Morgen an Ihren Hofmeister telegraphieren lassen, daß er uns mit dem nächsten Zug erwarten soll, sagte Buonarotti, als Dublin bereits weit hinter ihnen lag und er sich von seiner Angst wieder erholt hatte. Ich zweifelte nicht daran, daß Sie mit dem ersten Zuge Dublin verlassen würden und traf demgemäß meine Arrangements.

Es ist gut, daß Sie telegraphirten, entgegnete Helene, aber das Haus würde auch ohnedies zu unserer Aufnahme bereit sein, da ich in vergangener Woche an den Hausmeister schrieb, ihm meine Heirath und demnächstige Rückkehr nach Ballyconnor mittheilend.

Ich erwartete, daß Lady Ella uns begleiten würde, aber ihre Vormünder lehnten es ab, sie länger in meinem Schutz zu lassen. Arme Ella! fügte sie schwer seufzend hinzu, ich möchte wohl wissen, welches Ende dies alles nehmen wird für sie und — für mich!

Die letzten Worte waren nur hervorgebracht, so daß sie Buonarotti nicht verstehen konnte; dann wandte Lady Helene ihr Gesicht dem Fenster zu und blickte gedankenvoll hinaus, womit sie andeutete, daß sie nicht geneigt sei, sich in eine Unterhaltung mit ihrem Gatten einzulassen, und so herrschte denn während der kurzen Fahrt nach Widlow tiefes Schweigen in dem Coupee.

Hier angekommen, verließen sie die Eisenbahn und bestiegen alsdann einen der wenigen Wagen, welche am Bahnhofe die Fremden erwarteten.

Ängstlich sah sich Buonarotti um, ehe er das Coupee verließ, als fürchte er, den lahmen Smith gleichzeitig mit ihm aus dem Zuge steigen oder einen Detektiv auf ihn warten zu sehen, der durch den Telegraphen Nachricht von seiner Ankunft erhalten hätte.

Erst nachdem er sich überzeugt, daß nichts Verdächtiges zu sehen war, sprang er heraus, reichte Lady Helene die Hand, um ihr beim Aussteigen zu helfen, dann bot er dieser seinen Arm und sie schritten durch den Bahnhof dem ersten Wagen zu, in dem er, sobald er ihn gemiethet, Platz nahm, Helene und ihrem Mädchen, das Uebrige überlassend.

Als das Gepäck herbeigebracht und aufgeladen worden war,

nahmen auch diese im Wagen Platz, der sie bald aus der Stadt brachte.

Die Straße führte eine kleine Strecke am Meeresufer entlang, dann bog sie ab und ging in schräger Richtung landeinwärts.

Je näher sie ihrem Ziele kamen, um so größer wuchs Buonarotti's Muth, denn die Gefahr blieb, so meinte er, mit jedem Schritte weiter hinter ihnen zurück und mußte gänzlich verschwunden sein, wenn er als Herr zu Ballyconnor einzog.

Wer sollte es dann noch wagen, den Gatten der stolzen, reichen und hochgeehrten Lady Helene Cheverton zu belästigen? Wie sollte ein Polizeispion in jene abgelegene Gegend sich verlieren oder gar in die aristokratische Besingung, die er jetzt als sein Eigenthum betrachtete, dringen?

In demselben Maße aber, wie Buonarotti's Herz leichter und hoffnungsreicher wurde, wurde Lady Helene immer ruhiger und gedrückter. Es war ihr, als gehe sie einer lebenslänglichen Gefangenschaft entgegen, zu der sie verurtheilt worden einer kindischen Thorheit wegen; es war ihr, als sollten die Thore ihrer ihr sonst so lieben und theuren Besingung sie gänzlich und für immer von der Welt abschließen, als sollte sich ihr altes Familiengut zu einem Gefängniß für sie gestalten, als sollte dieses zu einem Asyl für Verbrecher werden, mit denen sie fortan zu leben verdammt war.

Ihr Weg führte sie an prachtvollen Villen reicher Landeigenthümer und zahlreichen elenden Hütten armer Pächter und ländlicher Arbeiter vorüber, vor denen Scharen kleiner halbnackter Kinder spielten und durch deren niedere Thüren Menschen und Thiere gemeinschaftlich aus- und eingingen. An den kleinen, theilweise zerbrochenen Fenstern standen die in Lumpen gehüllten Frauen der Arbeiter, welche mit düsteren, neidischen Blicken die vornehmen Insassen des Wagens anstarrten.

Und diese einfachen Frauen, welche seufzen und verkümmern unter dem Druck, unter dem Fluch, der auf der ganzen ländlichen Arbeiterbevölkerung Irlands lastet — der Fluch der bittersten und ungelinberten Armuth, härtesten und unbelohnter Arbeit, rücksichtslosester Ausnutzung und grausamster Bedrückung seitens der Landeigenthümer — diese armen, klagenswerthen Frauen hätte Lady Helene beneiden mögen; denn unter den Lumpen derselben schlug wohl kein Herz so schwer, wie das ihrige unter Seide und kostbarem Schmuck; keine von Jenen blickte so verzweifelt der Zukunft entgegen, wie sie.

Die größte oder die ganze Sorge jener Leute bestand in dem Ringen um das tägliche Brod, welches sie aber, so kärglich es auch manchmal sein mochte, wohlgemuth und mit Ruhe und Frieden im Herzen verzehren konnten.

Lady Helene war ein solches Glück nicht beschieden, ihr fehlten die höchsten Güter, welche den Menschen wahrhaft glücklich machen — Zufriedenheit und Seelenfrieden; ihr Kummer war ein größerer, als die Sorge um des Leibes Nothdurft und Nahrung; sie quälte sich mit Vorwürfen wegen ihrer begangenen Jugendthorheit, und der Gram über ihr zerstörtes Lebensglück nagte an ihrem Herzen.

Doch schlummer als alles Müdere war das Bewußtsein, die Frau eines Verbrechers der schlimmsten Sorte zu sein, mit diesem unter einem Dache leben und ihre Wablzeiten mit ihm theilen zu müssen, die ihr durch seine Gegenwart gleichsam vergiftet wurden.

Jeder Mensch hat seine Plage, dachte Helene tief seufzend.

Weber Arm noch Reich hat ein Monopol auf Nummer und Sorge. Sie sind allen Ständen gleichmäßig zugetheilt, nur daß eine sie offen zur Schau trägt, während der Andere sie vor den Augen der ganzen Welt zu verbergen sucht.

Und da alle Menschen ihre Bürde haben, besteht eine gewisse Gleichheit unter ihnen — auch zwischen Arm und Reich.

Wir gehen ja auch Alle einer Bestimmung entgegen, wo es — Gott sei Dank — keine Standesunterschiede, wo es weder Arme noch Reiche gibt!

Sie hatten jetzt die Widlower Berge erreicht.

Die Straße wurde schmal und uneben, manchmal sogar gefährlich; die Scenerie aber war reizend, malerisch in ihrer Wildheit. Der Wagen, von ein Paar kräftigen irischen Pferden gezogen, flog herauf und bergab.

Endlich erreichte er den Gipfel eines Berges, von dem aus sich den Reisenden ein bezaubernder Anblick bot.

Das ist Ballyconnor! rief, aus ihren Träumen erwachend, Lady Helene im Tone freudiger Erregung, indem sie mit dem Finger auf ein prächtvolles Gehöft in dem zu ihren Füßen liegenden Thal zeigte.

Buonarotti, welcher ebenfalls in Gedanken versunken dagelassen hatte, erhob seine Augen und blickte mit offenbarem Interesse vorwärts auf das Landgut seiner Gattin, welches jetzt für ihn eine neue Heimath, eine Zufluchtsstätte vor den Verfolgungen der Polizei werden sollte.

Tief unten, umschlossen von hohen bewaldeten Bergen und steilen Felsen, lag gleich einem Juwel in rauher Einfassung ein amuthiges Thal und in dessen Mitte, umgeben von Gärten, Wiesen und Feldern das Gut und Dorf Ballyconnor.

Ah, ein reizendes Thal! rief Buonarotti.

Es gibt kein schöneres Thaal in ganz Irland, sagte Helene mit sanfter Stimme.

Und es scheint wie abgeschlossen von der Welt, was die Hauptsache ist, bemerkte Buonarotti. Und jenes Gut am Ende des Dorfes, mit dem viereckigen Thurm und dem Park, welcher sich bis zu den Bergen hinzieht und mit dem Walde sich verbindet, ist Ihre Besizung?

Lady Helene nickte zustimmend.

Nach kurzer Fahrt hatten sie das sonst so stille Dorf erreicht welches heute jedoch ganz belebt war. Der Verwalter des Gutes hatte einigen Bekannten die Nachricht von der Ankunft der Lady Helene und deren Gemaßl mitgetheilt, und diese hatten das Dorf in Bewegung gesetzt. Vom Kirchturme und von mehreren Häusern wehten Flaggen und die Bewohner hatten sich gruppenweise an der Hauptstraße, welche der Wagen passiren mußte, aufgestellt, um die Gutsheerin zu begrüßen, deren Anwesenheit ihnen bedeutende pekuniäre Vortheile gewährte.

Lady Helene und Buonarotti erwiderten die Grüße der Dorfbewohner freundlich, letzterer jedoch mit einer Beimischung von Herablassung.

Endlich fuhr der Wagen durch das Thor der Einfriedigung, welche die Besizung der Lady Helene umgab, und hielt gleich darauf vor dem Hauptgebäude an. Als Buonarotti seine Gattin aus dem Wagen gehoben und ins Haus führen wollte, kam das Hauspersonal ihnen entgegen, um die Herrin in der Heimath willkommen zu heißen.

Voran kam Delaney, der Hofmeister, ein älterer Mann von hoher Statur und seinem würdevollen Benehmen, welches man aristokratisch hätte nennen können, wenn man die Würde und Feinheit als ein Privilegium der Aristokratie bezeichnen wollte.

Ein Zug von Freude flog über Helenens Gesicht, als sie den Mann sah und mit Herzlichkeit streckte sie ihm die Hand entgegen.

Wir sind erfreut, Sie in der Heimath wiederzusehen, Lady Helene, sprach Delaney.

Wir gratulieren Ihnen und dem neuen Herrn und hoffen, daß Sie beide stets auf dem alten Gute bleiben werden.

Wir haben uns lange nach Ihnen gesehnt Mylady, und fürchteten, daß Sie uns auf dem stolzen Schloß Kirby ganz vergessen hätten. Es ist ein wahres Sprichwort, welches sagt, daß in der alten Heimath die Herzen am Wärmsten schlagen.

Lady Helene erwiderte diese Ansprache mit einigen herzlichen Worten und begrüßte dann die Haushälterin, des Hofmeisters Frau, und die einzelnen Angestellten und Dienstboten einzeln.

Nachdem schließlich noch Buonarotti als Herr vorgestellt worden war, traten sie in die Halle.

Den Befehlen ihrer Herrschaft gegenwärtig, folgte Mrs. Delaney, die Haushälterin, dem Gattenpaar in die Halle.

Die Arrangements sind nach meinen Anordnungen getroffen Mrs. Delaney? wandte sich Lady Helene an dieselbe.

Wie Mylady befehlen, bestätigte die Haushälterin die Zimmer des Herrn sind auf demselben Flur, den Ihrigen gegenüber, wie Sie es angeordnet haben.

Gut, ich will mich sogleich in meine Zimmer begeben, wohin Sie mir auch das Essen bringen lassen wollen.

Mrs. Buonarotti wird wahrscheinlich das Speisezimmer vorziehen, und können Sie für ihn dort decken lassen. Nach dem Essen würde es mir lieb sein, Sie bei mir zu sehen, Mrs. Delaney.

Die Haushälterin verbeugte sich, und Lady Helene ging die Treppe hinauf, bog in eine breite Galerie, welche reich mit Bildern verziert war und in der zu beiden Seiten mehrere Thüren sich befanden, von denen Lady Helene die letzte zur rechten Hand öffnete, und durch dieselbe tretend befand sie sich in ihrem Privatgemach, einem geräumigen, mit allem Comfort und Luxus ausgestatteten Zimmer, dessen große Fenster die Aussicht auf die Berge nach Süden gestatteten.

Das sieht so traulich und heimisch aus, murmelte sie, einen flüchtigen Blick durch das Zimmer werfend. Alles ist, wie ich es nach meinem letzten Besuch vor einigen Jahren verlassen habe.

Sie ging in die anstoßenden Zimmer, um auch diese einer oberflächlichen Prüfung zu unterziehen.

Nach dieser kurzen Besichtigung kehrte sie in ihr Wohnzgemach zurück, blieb gedankenvoll in der Mitte desselben stehen und sprach leise zu sich selbst:

Es scheint, daß ich mich in meinem Briele nicht bestimmt und deutlich genug ausgedrückt habe.

Mrs. Delaney hat alle Zimmer, bis auf dieses, neu ausgestattet und für eine glückliche Braut eingerichtet, während es eine in ihren Hoffnungen getäuschte, sich elend führende Frau ist, die nur gekommen ist, um sie allein zu bewohnen.

O, es ist kaum zu ertragen, wenn ich bedenke, wie es Alles ganz anders hätte kommen können, wenn —

Sie wagte nicht, diese Sentenz zu vollenden, sondern sank in einem Anfall von Schwäche, und in Thränen ausbrechend mit den Knien auf einen Schemel, trennte die Arme über den daneben stehenden Stuhl und legte den Kopf darauf.

Lange hatte sie so gekniet, sich ihrem Schmerz überlassend, bis sie endlich daran dachte, daß es Zeit sei, sich zum Erscheinen vor den Menschen bereit zu machen.

Sie erhob sich, trocknete ihre Thränen und ging ins Ankleidezimmer, wo ihr Mädchen inzwischen die Garderobe geordnet hatte. Nachdem sie sich umgekleidet, ging sie ins Wohnzimmer zurück, wo bereits der Tisch gedeckt war.

Nach dem Essen erschien Mrs. Delaney, welche ihrer Herrin Bericht erstattete über das Hauswesen und über alle irgendwie wichtigen Begebenheiten.

Nach dieser Unterredung machte Helene einen Spaziergang durch die Gärten und Anlagen, wobei Mrs. Delaney sie begleitete, um ihr die nöthigen Erklärungen über vorgenommene Aenderungen und Verbesserungen zu geben.

Sie sah Buonarotti während des ganzen Nachmittags nicht wieder und traf erst beim Mittagessen mit ihm zusammen wobei er in ganz besonders guter Stimmung zu sein schien. Er hatte nach dem Frühstück ebenfalls einen Gang über das Grundstück gemacht und sich sowohl die Gebäude wie die Gartenanlagen angesehen.

Er hatte sich zugleich einen neuen Plan entworfen, zu dessen Ausführung er schon bei der Tafel eine ganz veränderte Haltung der Lady Helene gegenüber einnahm.

Er war ausnahmsweise höflich und aufmerksam, ohne aufdringlich zu sein.

Nach dem Essen geleitete er seine Gattin in das Familienzimmer, wo diese sich an den Kamin setzte, während er an das Fenster trat und den Blick über den freien Platz hinaus in die Ferne schweifen ließ.

Ich bin mit meiner neuen Heimath wohl zufrieden, sagte er.

Dieses Thal ist wirklich ein Stückchen Paradies und die Pächter und Dorfbewohner begegnen mir mit der größten Achtung.

Die Thatfache, daß ich der Gatte der Lady Helene Cheverton bin, scheint mir ihre Herzen zu öffnen.

Ich habe hier nichts zu fürchten und es fehlt mir nur noch Eins, um mich vollständig glücklich zu machen.

Und was ist das? fragte Helene zögernd.

Das ist die Erneuerung Ihrer alten Zuneigung zu mir, antwortete Buonarotti. Das Bewußtsein, von Ihnen geliebt zu

werben. Helene, du bist ein glückseliges Kind, das dich zu dem glücklichsten Menschen macht. O, Helene, können Sie nicht vergessen, was zwischen uns liegt?

Die Entrüstung trieb eine tiefe Röthe auf Helenens Wangen. Die Kluft zwischen uns ist zu groß, als daß sie jemals ausgefüllt werden könnte, sagte sie. Sprechen Sie nicht von Liebe zu mir.

Aber Sie haben mich früher leidenschaftlich geliebt, Helene. Die Röthe ihres Gesichtes wurde noch tiefer und ihre Entrüstung größer.

Warum berufen Sie sich stets auf eine mädchenhafte Thorheit, welche weit hinter uns liegt? sprach sie mit bebender Stimme.

Wie würde es Ihnen gefallen, wenn ich Ihnen fortwährend Ihre Vergehen und Verbrechen vorhielte? Ich versichere Ihnen, daß ich mich meiner Thorheit wegen mehr verurtheile als ich Sie verurtheile Ihrer Verbrechen wegen. Gott weiß, was ich bereits gelitten habe, ohne diese schreckliche Strafe, welche mich durch unsere seltsame Trauung getroffen hat.

Buonarrotti's Stirn runzelte sich und nach kurzem Bedenken sagte er:

Wissen Sie, Helene, daß ich erwartete, Sie würden die schottische Heirath noch anfechten.

Lady Helene lächelte bitter.

Was hätte mir das genützt? fragte sie. Sie würden einen Skandal heraufbeschworen haben, der Lord Berry Grund genug gegeben hätte, mir den Rücken zuzukehren, und Alla würde ebenfalls von mir genommen worden sein, wie es nun in Folge meiner heimlichen Trauung geschehen ist.

Alle meine Freunde würden sich von mir gewendet haben, und mir wäre nichts übrig geblieben, als mich in einen verborgenen Winkel der Erde zurückzuziehen, wo mein Name unbekannt ist.

(Fortsetzung folgt.)



Der Regenschirm als Einnahmequelle.

Von G. Federer.

Es ist merkwürdig, welche verführerische Kraft für den moralischen Menschen ein vergessener Regenschirm besitzt. Mancher, der um keinen Preis der Welt seines Nächsten Geld und Gut angreifen möchte, macht sich nicht im entferntesten ein Gewissen daraus, seines Nachbarn stehen gebliebenen „Baumwollenen“ „aus Versehen“ mitgehen zu lassen.

Diese Gedanken beschäftigten mich, als ich vergangenen Herbst zu sehr später Stunde als alleiniger Passagier per Omnibus von D. . . . nach meinem in einem benachbarten Dorf befindlichen Landhaus fuhr und meine Blicke von ungefähr einem im entgegengesetzten Winkel des wackeligen Fahrzeuges lehrenden — offenbar „in Gedanken stehen gebliebenen“ — Regenschirm begegneten. Da der Kondukteur, wie gewöhnlich bei Annäherung des Feierabends, schwägend neben dem Kutscher auf dem Vordach sich befand, so nahm ich den Schirm ungestört in die Hand, um ihn zu betrachten. Er war von Halb-Seide, fast neu und mit hübschem Griff. Nun gestehe ich offen, daß mich für einen Augenblick — aber auch nur für einen ganz kurzen Augenblick — glaube es mir, lieber Leser! — die Versuchung anwandelte, den Schirm als Ersatz für die stattliche Anzahl, welche mir auf ähnliche Weise abhanden gekommen waren, an mich zu nehmen; doch, bessere Gedanken besiegten den bösen Voratz und als der Kondukteur den Wagen betrat, zögerte ich nicht, seine Aufmerksamkeit auf den verführerischen Gegenstand zu lenken.

„Mein Herr“, sagte er, „Sie sehen mich in Erstaunen. Sie sind kein gewöhnlicher Mensch.“

„Ich verstehe Sie nicht“, antwortete ich. „Was ist so Außergewöhnliches an mir?“

„Ich will es Ihnen sagen“, entgegnete er. „Sie sind der erste seit 14 Tagen, welcher den Schirm nicht mitgenommen hat.“

„Diesen Regenschirm?“

„Ja, diesen Schirm! Seit ich ihn kaufte, wurde er regelmäßig jeden Abend mitgenommen.“

„Das klingt ja, als hätten Sie den Schirm nur gekauft, um die Fahrgäste in Versuchung zu führen. Was kann Ihnen denn daran liegen?“ fragte ich.

„Nun, ich weiß nicht, ob ich Ihnen davon etwas sagen kann“, begann er, „doch, da die Geschichte doch nicht mehr lange dauern kann, will ich sie Ihnen erzählen. Sie ist gerade nicht sehr hübsch, doch hat sie den Betroffenen nichts geschadet und mir ein Stümmchen eingebracht. Da die Leute oft Sachen, meist Schirme, im Omnibus vergessen und diese regelmäßig von anderen Passagieren mitgenommen werden, beschloß ich, einmal eine Falle zu legen. Ich kaufte diesen Schirm und stellte ihn abends, wenn der Omnibus fast leer war, in eine Ecke. Ohne Ausnahme nahm der letzte Herr, der den Wagen verließ — das schöne Geschlecht will ich aus Höflichkeit unerwähnt lassen — den Schirm mit fort. Natürlich folgte ich ihm sogleich, schlug ihn auf die Schulter und theilte ihm mit, daß wir den „Regenschirmwunder“ nun endlich entdeckt hätten, worauf ich ihn aufforderte, mit mir nach der Polizei zu kommen. Nun hätten Sie das Schauspiel sehen sollen! „Lieber Mann, was denken Sie von mir; dies ist ein reiner Zufall! Ich trage stets einen Regenschirm bei mir, und ganz mechanisch nahm ich diesen mit. Ich bin ein anständiger Mensch und wohne da und da.“ Hierauf entgegnete ich, daß mir dies alles gleichgültig sei, er solle es auf der Polizeiwache erzählen. Nun begann der Unglückliche immer in die Tasche zu greifen, ließ mir Geld in die Hand gleiten und bat mich inständig, ihn nicht anzuzeigen. Ich hatte dann auch stets Erbarmen und ließ ihn laufen.“

„Aber sicher“, warf ich hier ein, „gab es doch Ausnahmen. Es gibt doch Leute, die sich nie an fremdem Eigentum vergreifen würden, Ehrenmänner —“

„Mag sein“, sagte er achselzuckend. „Ich habe sie nicht kennen gelernt. Ehrenmänner! — Ich kann Ihnen sagen, daß Herren, deren Stand ich erfuhr, da ich sie an der eigenen Türe abfahnte, Beamte, Aerzte, Rentiers, sogar Advokaten nicht davor zurückschreckten, den Schirm „aus Versehen“ mitzunehmen.“

Hier stand das Fahrzeug still, und ich trennte mich von meinem gesprächigen Freund. Auf dem Heimwege dachte ich noch lange über die seltsame Kleptomanie nach, welche das unvermeidliche, schreckliche Möbel, genannt „Regenschirm“, zu erwecken scheint und welcher ich beinahe auch zum Opfer gefallen wäre.



Der fliegende Sommer.

Von Friedrich Kurz.

Wandern wir an einem schönen Spätsommertage hinaus aufs Stoppelfeld oder auch nur auf die Wiese, dann werden wir gar bald gewahr, daß das ganze Feld mit einem zarten, silbernen Schleier überzogen ist, dessen einzelne Fäden sich von Stoppel zu Stoppel, von Palm zu Palm, von Stengel zu Stengel ziehen und im Morgen Sonnenschein in den Farben des Regenbogens spielen. Sobald aber die Sonne höher steigt, verschwindet der zarte Flor dem Auge; die langen, weißen, seidenartigen Fäden werden vom Winde fortgetrieben, und herrenlos durchsegeln sie die Lüfte, hängen sich an Bäume und Sträucher, an die Kleider der Menschen u. s. w.

Dieser feine Schleier wird der „fliegende Sommer“ genannt. Auf anderen Stellen führt er auch die Namen „Flug-sommer“, „Alterweiber-sommer“, „Grasgewebe“, „Mädchen-sommer“, „das Gespinnst der Verdammten“. Woher kommen die Fäden über Nacht? Wohin verschwinden sie?

Nach den Erfahrungen und Beobachtungen der neuesten Naturforscher entsteht er von nichts anderem, als von wandernden jungen Spinnen, und zwar vornehmlich von Individuen der Gattungen Luchsspinne, Kreuzspinne, Krabbspinne und Weberspinne.

Eine jede Spinne sorgt für ihre Brut, bis dieselbe sich selbst zu ernähren vermag. Das Weibchen, welches ihre Eier enthält, befestigt sie mit flüger Ueberlegung an einem Orte, wo sich allerlei kleine Insekten entwickeln, die den jungen Spinnen zur Nahrung dienen, sobald die erste Häutung vorüber ist und sie imstande sind, sich selbst ein Nest zu bauen. Sobald aber im Spätsommere Kälte eintritt, verfällt das üppige Insektenleben in den Wiesen, an den Rändern der Flüsse und Seen dem Tode, und die junge Spinne ist gezwungen, in die Welt hinauszuziehen, nach Gegenden, wo es trocken ist und sie zu überwintern vermag.

quitt. Ich will nicht die Luft, sondern nur die Zeit treiben. Diese
hungen Spinnen, sich auf die Wanderschaft zu begeben, denn
die Feuchtigkeit und die Kälte würden ihnen nur zum Ver-
derben gereichen. Sollten diese Tiere aber ihre Wanderung
zu „Fuß“ zurücklegen, so stände es recht schlimm um sie,
denn trotz der äußersten Anstrengungen würden sie es doch
täglich nicht viel weiter bringen als gegen einige hundert
Meter, und vor einem Vache müßten sie unbedingt „Salt“
machen, da ihnen zum Hinüberkommen die Flügel fehlen.
Nun aber verstehen diese Spinnen sich ein Luftschiff zu
bauen, das an Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit alle Luft-
ballonstrukturen übertrifft, welche der Mensch bis heute
ausdachte.

Nächst die Wanderzeit heran, so haben die Tiere schon
eine Ahnung von derselben, denn unruhig laufen sie bald
nach dieser, bald nach jener Richtung. Folgt dann nach
einigen Regentagen ein heiterer, schöner Tag, so benutzen
sie den ersten besten Sonnenschein zu ihrer Wanderung, denn
dieser ist ihnen zu ihrem Vorhaben unumgänglich notwendig.
Aber nicht so ohne weiteres sind sie imstande, die Luft zu
durchsegeln; zunächst suchen sie sich einen ziemlich hohen Salm
oder Pfahl aus, erklimmen diesen und stellen sich, oben an-
gehangt, auf den Kopf. Hierauf lassen sie aus ihren Spinn-
warzen einen Büschel von Fäden herausschießen, der vom
Winde hin- und hergeschwenkt wird. Sobald die Adhäsion
der Fäden in dem bewegten Luftstrom so stark ist, daß sie
sie tragen kann, lassen sie sich mit ihren acht Krallen los und
segeln ab. Während der Fahrt stoßen sie einen zweiten, mit-
unter auch noch einen dritten Fadenbüschel aus ihren Spinn-
warzen, die alle durch einen kräftigeren Faden mit ihnen in
Verbindung stehen. Einen Teil dieser Fäden halten sie mit
ihren Füßen fest. Vor der Gefahr eines unfehligen
Herabsturzes aus der Luft ist die Spinne also ziemlich sicher
gestellt; reißt auch ein Ballon, so bleiben ihr noch zwei andere
und ist sie auch leicht imstande, wieder einen dritten zu
machen. Wie eine Gondel hängt sie unter diesem Ballon.

Wir haben oben gesagt, die Spinne benutzt zum Auf-
steigen den ersten Sonnenschein; dieser ist ihr auch durchaus
notwendig, denn ohne denselben würde ihr Luftschiff nicht
in die Höhe steigen. Die Erwärmung des Erdbodens durch
die Sonne hat eine aufsteigende Luftströmung zur Folge,
deren Stärke um so größer ist, je größer die Temperatur-
differenzen der kalten und der erwärmten Luft sind. Von
den aufsteigenden Luftströmungen werden die Fäden in die
Höhe von den Winden in horizontaler Richtung weiter ge-
führt, die gleichzeitige Wirkung beider verhütet das unfrei-
willige Sinken des Spinnen-Luftschiffes. Deshalb sind auch
die schönen Herbsttage zu ihrer Wanderung am geeignetsten.
Sobald der Abend einbricht und die Sonnenstrahlen ihre
wärmende Kraft verlieren, muß die Spinne ihre Fahrt ein-
stellen. Nach und nach zieht sie die Fäden mit ihren Fuß-
krallen an sich heran, und ist sie infolgedessen bis nahe an
die Erde gesunken, so wirft sie einen langen Faden herunter,
der bald einen festen Anhalt gefunden hat. Am anderen
Morgen sind diese Fäden deutlich zu sehen, weil über Nacht
der Tau darauf gefallen ist. Ist der Tau erst verdunstet,
so scheinen auch die Fäden verschwunden zu sein, was aber in
Wirklichkeit nicht der Fall ist, denn diese bleiben so lange
am Salme hängen, bis der Wind sie abreißt und fortführt,
wogegen die Spinnen weiter wandern, bis sie einen passen-
den Winteraufenthalt gefunden haben oder von Vögeln ver-
speißt werden, die Jagd auf Insekten machen.

Zum Schluß noch eine kleine Legende, welche sich an
diese Sommerfäden knüpft.

Ein frommes Mädchen hatte die heilige Jungfrau an-
geseht, ihr zu gewähren, daß ein Gemde ihres Gespinnstes
den Träger unverwundbar mache. So wollte sie ihren ein-
zigen, heißgeliebten Bruder schützen, der eben in den Krieg
ziehen wollte. Gerührt durch diese reine Liebe gewährte die
Gnadenreiche der Flehenden den Wunsch. Diese aber, in-
zwischen in Liebe zu einem Unwürdigen entbrannt, gab das
Gewand diesem und nicht dem Bruder. Als nun der Freche
sich ihrer Gunst rühmte und der Bruder ihn um dessentwillen
zum Zweikampf forderte, da blieb der Frechler unverwun-
dbar, indes der treue Bruder sein Leben lassen mußte.

Und seitdem sitzt die Sünderin am Spinnrade und spinnt
unablässig, aber der Wind reißt ihr die Fäden entzwei und
trägt sie über das Land.



Operngläser, in jeder Preislage. Optische Anstalt C. Mohn
(Fuh. C. Krieger), Laugasse 5. 6166

Möbel-

Ausstattungen auf Credit und gegen Baar

J. Jitmann,
Welt-Credit-Haus,
Bärenstrasse 4, I.

3575

Wer Sprachen kennt, ist reich zu nennen.

Das

Meisterschafts-System

zur

praktischen und naturgemässen Erlernung
der

deutschen, französischen, englischen, italienischen,
spanischen, portugiesischen, holländischen,
dänischen, schwedischen, polnischen, russischen,
und böhmischen

Geschäfts- und Umgangssprache.

Eine neue Methode, in 3 Monaten eine Sprache
sprechen, schreiben und lesen zu lernen.

Zum Selbstunterricht

von

Dr. Richard S. Rosenthal.

Französisch — Englisch — Spanisch — Polnisch,
complet in je 15 Lectionen à 1 Mk.

Italienisch — Russisch, complet in je 20 Lectionen à 1 Mk.
Schlüssel hierzu à 1 Mk. 50 Pf.

Deutsch — Holländisch — Dänisch — Schwedisch —
Portugiesisch — Böhmisch, complet in je 10 Lectionen
à 1 Mk. 4061

Probefriefe aller 12 Sprachen à 50 Pf.

Leipzig, Rosenthal'sche Verlagshandlung.

Asgart und Mittgart

und die schönsten Lieder der Edda

von Friedrich Fischbach.

Vorräthig bei H. Houss in Wiesbaden, (M. 4.—)
9832



Karl Fischbach, Wiesbaden,

Kirchgasse 49, zunächst der Marktstrasse.

Grosses Lager, Anfertigung, Ueberziehen
und alle Reparaturen. 6704

Fußbodenlacke,

sowie alle Sorten Oelfarben, Wachs, Stahlspäne,
Terpentin, Leinöl, Pinsel, Seifen, Lichter etc.
empfiehlt 1993

Th. Rumpf, Saalgasse 8.